Zeitschrift: Toggenburger Jahrbuch
Band: - (2006)

Artikel: Ernst
Autor: Wessner, Ernst / Rüdisühli, Bruno
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-882816

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

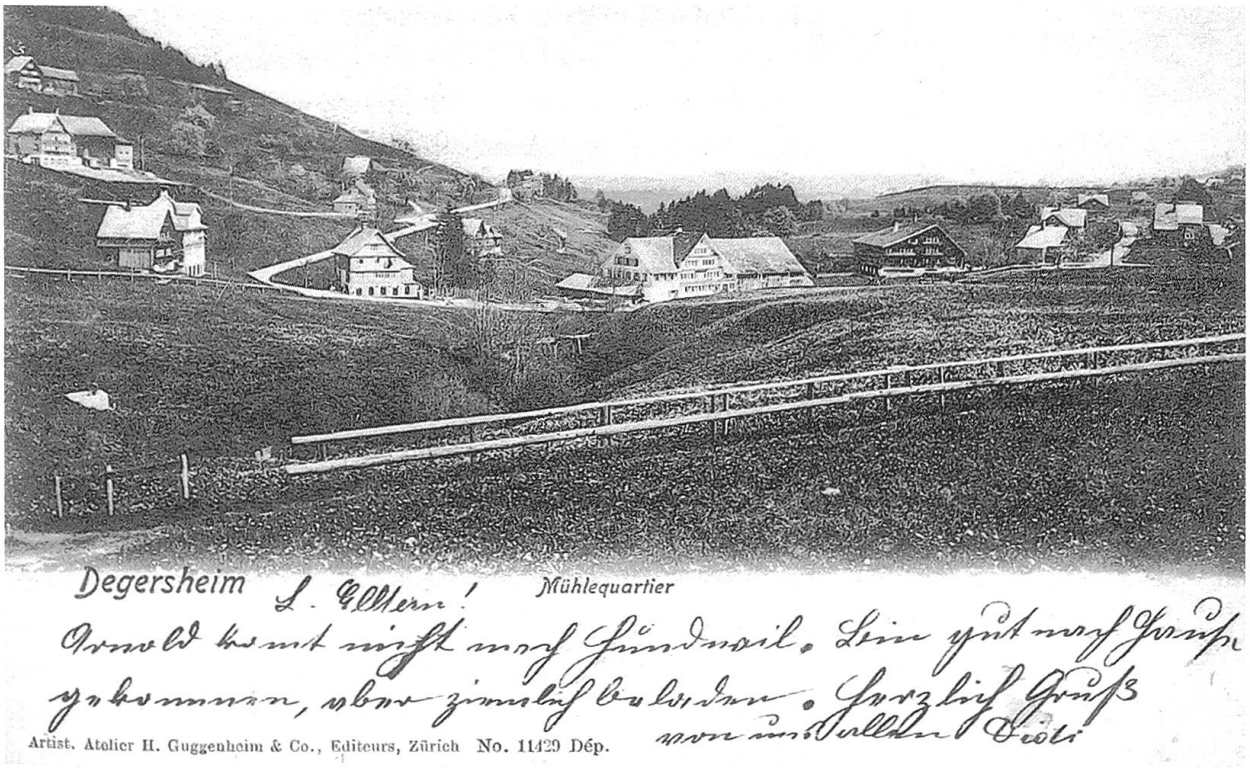
Ernst

Dies ist die Geschichte des einstigen Verdingbuben Ernst. Gemeinsam sind wir in die Vergangenheit zurückgekehrt, um seine Erinnerungen aufzuschreiben – Erinnerungen, die lange verschwiegen, aber niemals vergessen waren. Es ist die Zeit der Jahre vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg, eine Zeit, die zunächst von grosser Arbeitslosigkeit geprägt war. Viele Familien verarmten, andere, vor allem Bauernfamilien, waren froh um billige Arbeitskräfte. Wenn wir von Ernsts «Pflegefamilie» ein unglaublich düsteres Bild zeichnen, so darf das nicht verallgemeinert werden. Es war in dieser Art sicher ein Einzelfall, aber es gab ihn.

Ernst Wessner / Bruno Rüdisühli (Aufzeichnung)

Ernst war also eines der vielen Kinder, die verdingt wurden. Auch wenn seit jener schweren Zeit mehr als sechzig Jahre vergangen sind, ist das Erlebte vielfach noch bis in alle Einzelheiten

Mühlequartier in Degersheim um 1900 mit grosselterlichem Haus (Bildmitte): Bäckerei, Wirtschaft und Sägerei, welche bis um 1900 mit eigener Wasserkraft betrieben wurde.



Die «Mühle» nach dem Umbau 1907–1909.

gegenwärtig. Nicht zufällig stellt er an den Anfang seines Berichts die Mutter, Sophie Zimmermann, und ihre Familie. Sie wuchs da auf, wo auch er verwurzelt ist, im «Tegerscher» Mühlequartier.

Lassen wir ihn nun erzählen von seiner Zeit als Verdingbub, der Zeit davor und der Zeit danach:

«Als ältestes von dreizehn Kindern musste meine Mutter früh Verantwortung übernehmen. Ihre Familie führte das Gasthaus Mühle in Degersheim, welches um die Jahrhundertwende und am Anfang des 20. Jahrhunderts eine gut besuchte Wirtschaft war.

Vor allem die ausländischen Arbeiter, die unsere ‹BT›, die heutige Süd-Ost-Bahn, bauten, kehrten gern dort ein. Häufige Kunden im angegliederten Bäckerladen waren auch die Fahrenden, die oft hinten im Wissenbachtal unter einem Felsvorsprung lagerten und die eines zusätzlichen Auges bedurften. Schliesslich gehörten zum Betrieb auch eine Sägerei und landwirtschaftlich verpachtetes Land. Die Mutter legte schon als Mädchen überall Hand an und half beim Erziehen ihrer zwölf jüngeren Geschwister.

Nach der Heirat mit Otto Wessner kam sie nach St. Gallen. Dort, im Kleinbergquartier, übernahmen die beiden einen Molkereibetrieb mit Schweinezucht.

1930 im Kleinbergquartier in St. Gallen. Meine Eltern, meine drei älteren Schwestern und ich im Arm der Mutter.

Mein Vater begab sich jeden Tag von Haus zu Haus auf die Milchtour. In dieser Zeit kamen meine drei älteren Schwestern zur Welt. Als viertes Kind wurde den Eltern ein Sohn geschenkt. Das war ich – Ernst. Ich kann mir vorstellen, dass die Freude über den Familienzuwachs nicht lange ganz ungetrübt sein konnte, weil um diese Zeit eine Schweine-Epidemie, der Rotlauf, auch in Vaters Stall zuschlug. Man musste alle Tiere schlachten. Ohne Erlös oder irgendeine Entschädigung zu erhalten, war man dem finanziellen Ruin nahe. Und es war nicht die Zeit, wo man rasch über derartige Schläge hinwegkam.

Meine Eltern entschlossen sich, wieder ins Untertoggenburg, nach Degersheim, zu übersiedeln. In Grossvaters Gasthaus war im oberen Stockwerk eine Wohnung frei, die aber für eine siebenköpfige Familie – mein um fünf Jahre jüngerer Bruder kam noch dazu – zu klein war. So zogen wir von der ‹Mühle› weg in eine einfache Wohnung im Haus unterhalb der ‹Linde› und damit in ein anderes Dorfquartier. Die ‹Linde› hatte entlang der

Gartenwirtschaft eine Kegelbahn; das war eine Dorfattraktion. Sie war vor allem über das Wochenende gut belegt. Ich war alt und kräftig genug, um als ‹Chegelbueb› Karriere zu machen, und man konnte etwas verdienen, pro ‹Babeli› zum Beispiel fünf Rappen. Dafür gabs oft spät Feierabend, für einen ‹Mittelstüfler› zu spät. Da war das Holzzusammentragen im Wald des Stickereifabrikanten Kuhn doch erlebnisreicher und wohl auch gesünder, wenn auch nicht weniger anstrengend. Schliesslich bekam mein Vater für ein währschaftes ‹Büscheli› zwanzig Rappen. Im Winter, wenn viel Schnee lag, konnte er als Arbeitsloser bis zwei Franken im Tag verdienen, falls er einen ganzen Tag lang tüchtig Schnee schaufelte. Es war für ihn nicht leicht, eine Arbeit zu finden; er musste nehmen, was gerade auf ihn zukam. Also landete er in einer Möbelschreinerei. Als Polierer und Lackierer wurde er in der Schleiferei beschäftigt. Es gab noch keine Staub- und Gasabzüge, und lüften durfte man nicht, weil sich sonst der Staub auf den frisch lackierten Hölzern festgeklebt hätte. So lag immer ein Gemisch aus Lackdämpfen und Polierstaub in der Luft. Aber niemand war um die Gesundheit der Arbeiter besorgt.

Als wir wieder an die Bühlstrasse zügelten und entfernte Nachbarn eines Bauern wurden, bot sich die Möglichkeit zur gelegentlichen Mithilfe. Auch ich musste im Betrieb mithelfen. Schon früh – als Kind noch – lernte ich mit Werkzeugen und Geräten umzugehen. Im Heuet hiess es früh aufstehen, um zu mähen, von Hand natürlich, mit der Sense. Man nahm mich in die Mitte, so musste ich den Mäh-Rhythmus der Erwachsenen übernehmen! Dafür gab es hin und wieder aus dem landwirtschaftlichen Betrieb etwas Rechtes auf den Tisch. Oft genug weinte ich vor Hunger. Meist gab es nur hartes Brot und dünne Griesssuppe. Unsern gutmütigen Milchmann, der uns gelegentlich einen halben Liter Milch ohne ‹Märkli› zukommen liess, sperrte man deswegen ein. Uns belastete man mit einer Gerichtsbusse von hundertzwanzig Franken.

Ich war etwa elf Jahre alt, als mein Vater, noch nicht einmal fünfzigjährig, an Krebs starb. Ich mochte ihn gern. Er hatte, wie ich, ‹zwei rechte Hände› und hatte Freude an der Natur. Nach dem Tod meines Vaters wurde es für uns alle noch schwieriger. Meine Schwestern mussten, kaum aus der Schule entlassen, in Betrieben hart arbeiten. Die jüngste Schwester brachte es in der Stickerei-Industrie auf dreissig Rappen Stundenlohn. Meine liebe Mutter half gelegentlich den ‹Noch-Ärmeren›, und dabei hatten wir selber nichts. Unser Haus war äusserst dürftig, kaum bewohnbar.

Unser damaliges Wohnhaus an der Bühlstrasse in Degersheim (Aufnahme 2004). Die Scheune wurde erneuert.

Mit der Spreu waren massenhaft Mäuse in den Schopf eingezogen. Sie wärmten über dem Kachelofen, in breiten Rissen im Getäfer, ihre Schwänze. Überall hörte man die Nager, in Möbeln, Wänden, Kästen und im Gebälk. Man roch ihre Leichen, es stank oft fürchterlich. Das WC war buchstäblich ‹ab Ort›. Das Licht, eine Kerze, musste man mitnehmen. Bei Wind löschte es oft aus. Und dann wollte auch das gebrauchte Papier nicht in die Grube fallen. Mit einer besonderen ‹Deckel-drauf-Technik› lernte man, dem Aufwärtsdrang der Fetzen zu wehren. Wasser gab es draussen am Brunnen. Aber dieser war etwa hundert Meter weit von unserem Haus entfernt. Also musste man es holen.

Für die Mutter waren Männer, die Amtsstellen besetzten, unantastbare Respektspersonen. Auch unser Pfarrer gehörte dazu. Mir machte er bei einem Hausbesuch die Hölle heiss, als er mir mit einer Anstaltsverwahrung drohte. Ich wusste: Anstalten sind furchtbar. Ich war völlig eingeschüchtert und fast froh über den Vorschlag, als Hilfe in einem Landwirtschaftsbetrieb von zu Hause wegzukommen. So kam ein Bauer vorbei. Er brauche eine neue Hilfe. Erst später erfuhr ich von Köbelis Tod, einem Vorgänger, der an Lungenentzündung gestorben sei.

Eines Tages war es so weit. Ich war nun ein Sechstklässler, eigentlich noch ein Kind, als ich meine wenigen Habseligkeiten packte. Wir fuhren los: Jeder auf seinem ‹Göppel›, das heisst Velo. Meinem Fahrrad, einem Erbstück meines Vaters, fiel immer wieder die Kette heraus, und ich hatte grosse Mühe, meinem zukünftigen Meister zu folgen. Bis zur ‹Hämet› im oberen Neckertal kamen doch zwei lange Steigungen, die ich kaum schaffte. Als mir bewusst wurde, dass ich nun hier bleiben musste, weg von allen ‹Gspänli› und Menschen, die mir etwas bedeuteten, war ein erster Tiefpunkt erreicht. Es gab keinen Beistand, keine Person, an die ich mich hätte wenden können. Es gab nur Drohungen und einen runden Laubsack, worauf ich schlafen musste. Ich wurde nie geschlagen, dazu wäre auch kein Grund gewesen, aber ich litt seelisch immer sehr. Ich rebellierte nicht, auch wenn mich gewisse Sitten und Bräuche fast ‹umkehrten›. Vor allem mochte ich nicht essen; ich ernährte mich ausschliesslich von Brot und Käse. Apfelstücke wurden über Wochen an einer Schnur am Fenster zum Trocknen aufgehängt. Sie waren bald schwarz, voller ‹Fliegendreck›! Im Winter wurden sie gesotten und auf den Tisch gestellt. Umgeben von einem Fliegenschwarm brachte der Metzger in einer offenen ‹Chränze› hin und wieder Würste. Daran hatten die Fliegen oft schon ihre Eier abgelegt. Selbst die Milch war fast ungeniessbar. ‹Kalbermilch› konnte man nicht verkaufen, man trank sie selber. Die Bäuerin stellte sie in einem alten, grossen Milchhafen ins warme Ofenrohr und nahm dann mit dem Finger den dicken, braunen ‹Pelz› ab, der sich nach Stunden gebildet hatte. Fingerportion um Fingerportion zog sie durch den Mund, der Rest wurde aufgetischt. Normalmilch, die nicht in die Hütte gebracht wurde, goss man in flache, runde Becken, Milchnapf genannt, und stellte sie in den Keller. Oft glitten hungrige Mäuse in die Milch und schwammen darin oder ertranken. Durch den Lattenrost, der den Keller vom Hühnerstall trennte, flog oft auch ‹Ablagerungsmaterial› der Tiere in die Milch. Was solls – die Butter war auf dem Schwarzmarkt begehrt, sie liess sich verkaufen und die Eier dazu. Die Magermilch war für den Eigenbedarf bestimmt oder wurde verfüttert.

Beim Essen musste der Mund immer voll sein, und man musste schnell essen. Das Geschirr wurde nicht eigentlich gewaschen. Mit dem immer gleichen ‹grusigen Lumpen› wurde es schnell abgerieben, um es, noch Spuren der Mahlzeit aufweisend, gleich wieder aufzutischen. Wasser war sozusagen überflüssig. Es gab zwar draussen einen Brunnen, aber Waschen

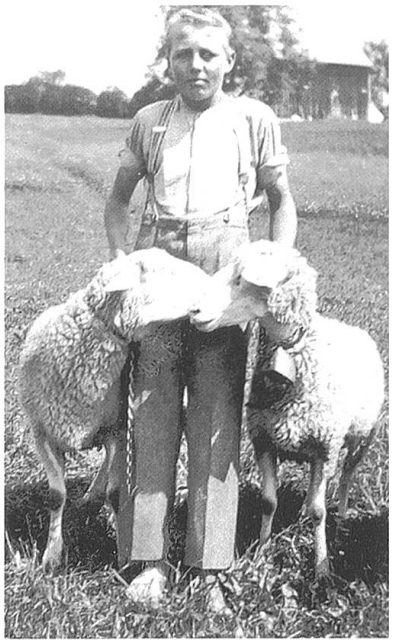
war kein Thema. Das galt weitgehend auch für die Kleider und die anderen Wäschestücke. Unterwäsche trug man ohnehin nicht.

Ich ging barfuss, bis der erste Schnee fiel. Kalte Füsse wärmte ich in frischen Kuhfladen oder ‹Rossbollen›, und die warme Dusche, um die Füsse zu reinigen, lieferten ebenfalls die Kühe. Nur brannten schon die kleinsten Hautkratzer enorm. Ganz schlimm bleiben mir die heissen Tage im Sommer in Erinnerung. Morgens um vier Uhr wurde ich geweckt und mit einem Schnaps ‹angekurbelt›. Den ganzen Tag gabs nichts zu trinken. Es gäbe nur Durst und man würde schwitzen, hiess es. Vermutlich begann hier eine meiner Nieren zu streiken. Wenige Jahre später wurde sie mir entfernt.

Ich war ja noch schulpflichtig und besuchte die Halbtagsschule. Dass ich hier keine Leistungen zu erbringen vermochte, ist bald einmal verständlich. Aber mit dem Verständnis des Lehrers konnte ich nicht rechnen, im Gegenteil. Ich war kaum in die Klasse eingetreten, teilte der Lehrer einem Mitschüler mit Genugtuung mit, seit Ernst da sei, sei er nicht mehr der Dümmste. Ich musste für längere Zeit auf einen Stuhl steigen, und der Lehrer meinte zur Klasse gewandt: ‹Seht, so sieht ein dummer Schüler aus.›

Schlimm waren die Tage des Jaucheführens. Man benutzte einen hölzernen Karren, einen Einachser mit zwei grossen Rädern und zwei seitlich befestigten Deichselgriffen. An diesen Griffen hielt man die Karren-Kiste im Gleichgewicht und konnte mit viel Druck auch ein seitliches Umkippen verhindern. Diese Aufgabe des Karrenführens wurde mir übertragen. Nun aber musste jemand das Gefährt ziehen. Das war ein Stier mit Nasenring, nicht ein Ochse. An zwei Ketten wurde er vorgespannt und von der Bäuerin geführt. Der Mann lief mit dem Schöpfer hinterher, öffnete von Zeit zu Zeit den Karrendeckel und warf die Jauche aufs Feld. Der Raum, eingeklemmt zwischen Karren und Stier, war sehr eng und mehr als ungemütlich. Vor allem bergauf hatte ich fast keinen Platz mehr. Das Tier pflegte sich dann oft zu entleeren und schlug wild mit dem Schwanz um sich. Auch wenn ich sehr aufpasste – die Griffe loslassen konnte ich ja nicht –, wurde ich regelmässig mit Kot bespritzt. Den ärgsten Schmutz putzte ich mit Heu oder Stroh von den Kleidern, der Rest trocknete ein und liess sich abreiben.

Im Frühling musste der Mist auf die steil ansteigenden Wiesen. Wir luden ihn auf eine Karrette, und dann war ich ‹Zugpferd›. An beiden Enden der Radachse wurde das Zugseil be-



Der «Verdingbub» in neuen Hosen, etwa 1943.

festigt. Ich nahm es über eine Schulter und hatte die Hände frei, um im steilen Gelände den Schubkarren auf allen Vieren den Hang hinaufzuziehen. Der Bauer führte die Karrette und deponierte den Mist in kleinen Haufen. Die wurden dann später verzettelt. Bei glitschigem Boden rutschte ich oft aus, und steile Abhänge schaffte ich schliesslich überhaupt nicht mehr. Dann behalfen wir uns mit einer Rolle, die oben am Hang an einem eingeschlagenen Pfahl befestigt wurde. Mit einem langen Seil konnte ich so den Mist abwärts hinaufziehen. Das ging besser, vor allem, wenn ich am Seilende ein Rundholz festband, das ich mit beiden Händen fassen konnte. Diese Einrichtung – mich inbegriffen – wurde gelegentlich auch an den Nachbarn ‹ausgeliehen›. Die Leihgebühr blieb mir allerdings vorenthalten. Ich weiss nur noch, dass ich oft an der Grenze meines Leistungsvermögens angelangt war.

Für meine Arbeit stand mir gemäss Abmachung ein Lohn zu. Es waren zwanzig Franken im Monat. Ein Teil davon ging nach Hause.

Einmal brauchte ich dringend ein paar Hosen. Damals kaufte man sie nicht ‹von der Stange›, und man zahlte dafür entsprechend viel. Sechsunddreissig Franken – das waren fast zwei Monatslöhne. Um zu sehen, wie mir die neue Hose steht, kam eine meiner Schwestern vorbei und machte eine Foto, das einzige Bild, das ich aus jener Zeit besitze.

Werktags trugen die Knaben kurze Hosen und im Winter lange Strümpfe, die an einem ‹Gstältli› festgemacht wurden. Bei kaltem Wetter bekam man eine Schleife um den Hals, in meinem Fall einen alten Damenstrumpf, der mit einer Sicherheitsnadel am Pullover befestigt wurde. Damit der Schnee nicht oben in die Schuhe drang, zog man ‹Böss› über, eine wadenbindenartige Einrichtung. Beim Schlitteln hatte man den Schnee allerdings noch in den kurzen Hosenstössen. Mit der Weiterentwicklung zu den Knickerbockern löste sich auch dieses Problem.

Der Sonntag war der einzige Tag mit einer Nachmittagspause, es gab sonst keine Ruhetage, von Ferien gar nicht zu reden. Geburtstage waren kein Thema. Ein einziges Mal durfte ich unten im Kaufhaus für meine Angehörigen zu Hause ein ‹Beckeli› posten und als Weihnachtsgeschenk heimbringen.

Meine Schwestern und meine Mutter waren die einzigen Menschen, die mich je einmal besuchten. An den Besuch meiner Mutter erinnere ich mich nur noch halbwegs. Etwas lief schief. Sie war zu einem sonntäglichen Kaninchenbraten eingeladen, doch am Mittag, als Mutter eintraf, sprang das ‹Chüngeli› noch

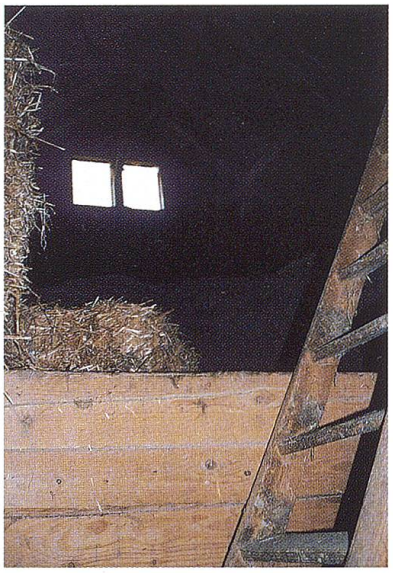
munter umher! Man hätte diesen Braten bestimmt nicht essen können! Meine Mutter reiste dann recht bald wieder ab.

Ich betreute einige Schafe, etwa sieben Kühe und ein Mutterschwein, das Lieblingstier der Bäuerin. Ich mochte nicht zusehen, wie sie die Sau jeweils küsste und liebkoste. Die Jauchegrube war mit Rundhölzern überdeckt. Ein junges Rind betrat die Abdeckung und stürzte hinunter. Nur noch der Kopf ragte aus der ‹Bschütti›. Die Nachbarn wurden herbeigerufen, um mitzuhelfen, das Tier aus der misslichen Lage zu befreien. Aber es blieb nichts anderes, als einen Gürtel um den Bauch des Tieres zu legen, um es dann heraufzuziehen. Also tauchte ich hinab. Mir graut es noch heute, wenn ich an diese Aktion zurückdenke, zumal es ja nur kaltes Brunnenwasser und keine warme Dusche gab.

Im Herbst blieb das Vieh oben im Stadel, bis das Heu aufgebraucht war. Jeden Morgen um sechs Uhr musste ich mit dem Bauern die Kühe melken. Elektrischen Strom gab es nicht, also nahmen wir jeweils die Stalllaterne mit. Nach dem Besorgen der Kühe gab es ‹Zmorge›. Das wiederholt gebrauchte und auf dem Herd getrocknete Kaffeepulver gab jeweils nicht viel her, aber das Essen musste ja, wie schon erwähnt, ohnehin schnell gehen – genauso wie auch der ‹Stallhosen-Wechsel›. Dann gings mit etwa dreissig Litern Milch ab in die Hütte oben am Strassenrank. Von dort eilte ich direkt in die Schule. Auch wenn ich sehr unter meinem Schicksal litt, war ich hier wenigstens für drei bis vier Stunden unter jungen Menschen.

Jeden Nachmittag stand ich bis spät in den Abend als Knecht zu Diensten. Feierabend, nach dem Gang zur Hütte, hiess Holz spalten und nochmals Holz spalten: im Winter bis zehn Uhr, im Sommer, wenn das Vieh lange draussen war, bis gegen elf Uhr. Manchmal musste ich noch ins Dorf hinunter, um im dortigen Kaufhaus, das meist schon geschlossen war, einzukaufen oder in der ‹Mühle› Futter zu posten. Mit dem Leiterwagen war ich auf dem holprigen Weg, je nach Ladung, eine gute halbe Stunde bergauf unterwegs. Vor dem Schlafengehen trank man noch eine schreckliche schwarze Kaffeebrühe.

Einmal mussten wir uns impfen lassen. Das waren die beiden Kratzer am linken Oberarm, die Pockenschutzimpfung. Nach einiger Zeit entzündeten sich meine Impfwunden, sie begannen zu eitern, und der Oberarm schwoll an. Das war für die Bäuerin eine Gelegenheit, ihre Heilkunst zu zeigen. Mit einer Hühnerfeder trug sie Rahm aus dem Milchbecken auf die Wunde, holte in der Scheune das Gewebe einer Spinne und strich das Netzmate-



Am Schluss die steile Leiter hinauf…

rial auch noch darauf, um das Ganze dann mit einem schmutzigen Tuch zu verbinden. Wen wundert es: Geschwulst und Fieber stiegen an, bis nach Tagen des Darniederliegens die Krankheit seltsamerweise überwunden war. Als ich dann einmal barfuss auf die Sense trat und eine grosse Schnittwunde über die ganze Fusssohle aufklaffte – heute würde sie genäht –, erfolgte dieselbe Behandlung mit ‹Nidel›, Spinnengewebe und Lumpen. Das starke Bluten förderte die Wundheilung, es ging zum Glück ohne Komplikationen ab.

An das auch schon genannte ‹Schürli› habe ich viele bedrückende und seltsame Erinnerungen: Im Sommer musste ich Heu eintragen – bis zur Bewusstlosigkeit. Die Heubürden stellte der Meister zusammen, die Frau zog den Rechen, und ich trug alles pausenlos ein, und zwar am Schluss noch die steil angestellte Leiter empor.

Einmal, an einem heissen Sommertag, überfiel den Bauern die Lust auf ein Bad im Brunnen unweit des Stadels. Der Trog war bis auf eine Einlauföffnung jeweils zugedeckt. Den Deckel musste ich abheben und zum Stall bringen, wo sich der Bauer, wie ich verstohlen sehen konnte, in gestreifte Badehosen stürzte. Nun musste ich den Deckel als Schutzschild so führen, dass man bestenfalls nur unten die Füsse sehen konnte und er talwärts sichtgeschützt zum Brunnen und nachher wieder zurück gelangen konnte. Selbst als er im Wasser sass, musste ich den Deckel auflegen. Nur sein Kopf ragte aus der Einlauföffnung, dabei gab es im weiten Umkreis weder Häuser noch beobachtende Leute. Ob die Bäuerin je einmal mit Wasser Kontakt hatte, weiss ich nicht. Sie trug immer einen langen Rock, der bis zum Hals zugeknöpft war, und hatte schwarz umrandete Fingernägel. Aber trotz der miserablen Hygiene und der mehr als einseitigen Kost sollen beide über neunzig Jahre alt geworden sein.

Seltsam war der Respekt vor Nachbars Liegenschaft. Wenn wir uns ausserhalb ‹unseres› Guts befanden und ich kurz austreten sollte, musste ich warten, bis das eigene Staudengebüsch erreicht war. Man ‹dünge› nicht fremden Boden…

Ganz ausnahmsweise gab es einmal eine Abwechslung im monotonen Alltag. Die Schafe der ganzen Talschaft mussten ins Prättigau auf die Alp. Die Tiere wurden zusammengetrieben und zur Bahnstation Brunnadern geführt. Das war gar nicht einfach, waren es doch viele Dutzend, und es gab keinen Hund, der die Herde zusammengehalten hätte. Diese Aufgabe musste ich übernehmen. Den Verlad und die Fahrt nach Landquart schafften wir noch, aber von dort ging es der damaligen Naturstrasse

entlang nach Grüsch. Auf der einen Strassenseite rauschte ein Bach, auf der andern lagen fette Wiesen, dazwischen erhob sich eine einzige Staubwolke. Hatte ich die Ausbrecher vom Wasser zurückgetrieben, waren andere Tiere schon wieder im Gras oder in Gärten, und es ging unendlich weit. Als wir abends im Dorf anlangten, war ich todmüde. Dass ich auch von oben bis unten verschwitzt und verstaubt war, merkte ich erst am anderen Morgen, nachdem ich in einem richtigen, mit weissen Tüchern bezogenen Bett königlich geschlafen hatte. Alles war nun gelbbraun sandig; es war mir nirgends recht.

Mit den Schafen zogen wir bergwärts, hinauf nach Fanas und weiter auf die Alp, ihren Sommersitz. Ich hatte gut gearbeitet, es fehlte kein einziges Tier. Das kleinste, ein eben zur Welt gekommenes Lämmlein, musste ich noch ein Stück tragen. Wie die Schafe im Herbst wieder zurückkehrten, erfuhr ich nie.

Häufig wurde gestritten, oft handfest. Ich lernte, mich neutral zu verhalten, um weder den Mann noch die Frau zu erzürnen. Wiederholt zügelte die Bäuerin ihr Bett aus dem ehelichen Schlafzimmer in eine andere Kammer und später wieder zurück. Nach einer heftigen Auseinandersetzung sperrte die Frau den zerkratzten Meister und mich dazu in den Holzschopf. Der Bauer kletterte aus dem Fenster und bat mich, ihm sein Fahrrad hinauszureichen. Dann fuhr er davon. Auch ich floh aus dem Fenster und machte mich zu Fuss auf den Weg nach Hause. In etwa drei bis vier Stunden konnte ich es schaffen. Als ich zu Hause anlangte, war meine Mutter durch ihre Schwester, die ein Telefon im Haus hatte, schon informiert; auch die Polizei war schon da. Vielleicht war die Bäuerin zum Pfarrer gelaufen, um ihn um Hilfe zu bitten.

Endlich wurde jemand auf meine Situation aufmerksam: Pfarrer Tanner unten im Tal, der mich vom Religionsunterricht her kannte, aber über all die Zeit meine Not nicht bemerkt hatte. Ich hatte nie gewagt, mich ihm anzuvertrauen. Umso entschlossener griff er nun ein, und meine Tage als Verdingbub waren gezählt. Endlich kam ich weg aus diesem fast unbeschreiblichen, Seele und Körper strapazierenden Betrieb. Die obligatorische Schulzeit war mit acht Schuljahren auch vorbei. Eine junge Bauernfamilie suchte einen tüchtigen Knecht, und ich freute mich, in geordnete Verhältnisse zu kommen. Es gab auch viel zu tun, aber Arbeiten unter vernünftigen Bedingungen machte mir nichts aus. Im nahe gelegenen Dorf besuchte ich den Konfirmandenunterricht. Mit dem selbst verdienten Geld konnte ich mir zur Konfirmation eine teure Kleidung kaufen. Leider war sie

aus so schlechtem Stoff gefertigt, dass sie nach dem verregneten Konfirmandenausflug auseinanderfiel. Was ich sonst noch verdiente, reichte gerade aus, um die Schulden meiner Mutter, die sich angehäuft hatten, in Raten abzuzahlen.

Ich war froh, nach diesem «Knechtenjahr» bei einem Baumeister eine Arbeit zu finden, und hoffte auf interessante Tätigkeiten in einem neuen Umfeld. Aber da war ein rund fünfhundert Meter langer Wasserleitungsgraben zu öffnen in frostsicherer Tiefe, mindestens 80 Zentimeter, und so breit, dass man darin stehen konnte. ‹Von Hand›, mit Schaufel und Pickel, ging es langsam Meter um Meter vom Brunnen zum Reservoir, bei jedem Wetter, Tag für Tag, Woche um Woche. Wenigstens waren wir zu zweit, und irgendwie schafften wir es.

Zum Glück fand ich darauf in einer Möbelfabrik eine Anstellung. Der Chef war zwar sehr streng, aber er war mit mir zufrieden, und ich lernte bei ihm sehr viel. Vor allem lernte ich im Betrieb Ordnung zu halten. Meine handwerkliche Geschicklichkeit wurde erkannt und respektiert; erstmals empfand ich eine eigentliche Befriedigung in meinem Tun. Als dann im grossen appenzellischen Nachbardorf geschickte Mitarbeiter für einen aufstrebenden Betrieb gesucht wurden, wagte ich es, mich zu melden. Ich hatte Erfolg: Es wurden mir mehr und mehr Kompetenzen übertragen. Ich konnte mich recht bald zum Abteilungsleiter emporarbeiten.

Bis zu meiner Pensionierung, das heisst volle 46 Jahre, wirkte ich in dieser fortschrittlichen Firma mit zuletzt mehr als zweihundert Beschäftigten. Heute bin ich dankbar, dass ich trotz meiner überaus schweren Kindheit beruflich ‹etwas geworden› bin.

Wen interessieren noch die Erlebnisse eines Verdingbuben? In der eigenen Familie mochte ich kaum darüber reden. Die Jugendlichen haben heute ihre eigenen Probleme und möchten nicht mit ‹früher› verglichen werden. Aber die Kindheit, welche für jeden Menschen einzigartig und einmalig ist, wurde für mich zur Leidenszeit. Und sie wirkt nach bis auf den heutigen Tag.»

Wir danken allen, die uns bei unserer Arbeit, ein kleines Zeitdokument zu schaffen, unterstützt haben.

Degersheim, im Frühling 2005 *Ernst Wessner und Bruno Rüdisühli*